

Gibt es im Arabischen ein Wort für Sehnsuchtsland?

Träumt der Orient eigentlich auch vom Orient? Oder ist das eine Spezialität des zivilisations- und vernunftmüden Abendlands, das sein Bedürfnis nach Geheimnisvollem und meditativ-entsagender Gelassenheit schon länger auf die östlichen Weltgegenden von Nordafrika bis nach China projiziert hat? Besonders Indien wurde in der Romantik zum Heimwehland schlechthin, zum Gegenpol des zweckrationalen und frühkapitalistischen Europa, obwohl – oder vielleicht gerade weil – seine Bewunderer nie dort gewesen waren. Novalis, Jean Paul, Goethe – es genügten ihnen Bhagavadgita und Upanishaden, um den Mythos einer indischen arkadischen Ganzheit zu glauben und zu nähren, und heute legt der große Erfolg von Ayurveda- und Yogareisen nahe, dass der Mythos noch immer lebt.

Aber wie steht eine muslimische Adlige des emiratischen Herrscherhauses, eine Sheikha, zu solchen europäischen Träumen und Sehnsüchten? Die Frage kam auf, als ich erfuhr, dass die arabische Übersetzung meines Erstlingsromans „Schwester und Bruder“, der sich mit einer Reise nach Indien und ihren psychologischen Folgen beschäftigt, in die Hände der Sheikha Shamma gelangt sei. Vierzig Exemplare hat die Adlige nach ihrer Lektüre aus Damaskus liefern lassen und an jene Damen verteilt, die sich einmal im Monat in der Oasenstadt Al Ain zum literarischen Salon bei ihr versammeln. Allesamt Akademikerinnen, nicht wenige von ihnen Hochschulprofessorinnen in den Emiraten.

Was die Sheikha wohl an meinem Buch interessiert hat? Vielleicht beschäftigt sie sich ja mit fernöstlichen Lehren und Yoga. In den Emiraten gibt es auch künstliche Schneepisten und Eisarenen, vieles ist hier möglich, ich bin der lebende Beweis: Man lässt Autorinnen, deren Bücher man gerade gelesen hat, einfach einfliegen, um die offengebliebenen Fragen zu klären. Das macht man hier so seit drei Jahren – und die erste Deutsche bin ich.

Die Sheikha ist für mich jedenfalls mindestens so geheimnisvoll wie Indien für die Romantiker. Sie zeigt sich nicht in der Öffentlichkeit, daher finde ich auch keine Bilder von ihr im Internet. Wie sieht sie wohl aus? So direkt danach fragen mag ich ihre Assistentin Waed nicht, die mit ihrer eleganten Föhnfrisur und dem schwarzen, jedoch dekolletierten Mantel eine irgendwie gewiefte Kombination verschiedener Welten präsentiert. Ich erfrage nur die wichtigsten Punkte der Hofetikette: Als Anrede wäre „Your Highness“ angebracht, als Variante „Doctor“ möglich (die Sheikha habe im Fach „politischer Frieden“ promoviert), und sobald sie aufsteht, müssen wir das ebenfalls. Sollte ihre Mutter anwesend sein (die man aber wegen der schwarzen Gesichtsmaske nicht so leicht ausmachen könne, erst recht, wenn eine zweite Frau mit Gesichtsmaske da sei), muss diese als Erste begrüßt werden. Es gehe aber immer sehr entspannt und fröhlich bei Sheikha Shamma zu.

Ich fühle mich wie vor einer Prüfung, als man mich abends vom Hotel abholt und zum Palast fährt. Draußen sind vierzig Grad. Die Hitze wirkt wie etwas Künstliches, das einen auf der kurzen Strecke zwischen den klimatisierten Gebäuden und Fahrzeugen erwischt. Den ganzen Tag war ich mit Waed unterwegs, aber fast nur in geschlossenen Räumen: im Nationalmuseum, das, wieder einmal ist alles möglich, extra für mich geöffnet wurde (die ansonsten äußerst kompetente Führerin erzählte, auch die Königin von Köln sei neulich zu Besuch gewesen); im Kulturzentrum der Sheikha, wo mir auffiel, dass dort nur Frauen arbeiten – „weil die Sheikha sonst nicht kommen könnte“.

In Al Ain sind auch abends die Straßen leer; keine Fußgänger, wenig Autos. Wir gleiten über saubere glatte Straßen, vorbei an eleganten, cremefarbenen Neubauten, als steuerten wir durch computersimulierte Architekturentwürfe. Schließlich erreichen wir eine lange Mauer, biegen durchs Tor und sehen am Ende einer Palmenallee den Palast im Abendrot leuchten; ein sandfarbener, zweifach gestufter Prachtbau, seine horizontale Wucht gemildert durch schlanke hohe Rundbögen und Elemente monarchischer Phantasie: Der Freitreppe ist ein erhöhter Pavillon vorgelagert, auf dem einander zugewandt zwei leere geflochtene Gartensessel stehen – eine merkwürdige Stille und Einsamkeit umschwebt sie, vielleicht weil ich das Gefühl habe, dass dort nie jemand sitzt.

Von ähnlicher Unberührtheit erscheint, was sich hinter den Toren auftut und für das weder Saal noch Halle als Bezeichnung zutreffen, weil es mit seinem Mittelschiff und Seitenschiffen, seinen Rundbögen, Säulen und Stufen eher einer Basilika ähnelt – einer Basilika aus weißem, spiegelndem Marmor freilich, auf dem man die

Sortimente mehrerer sehr exquisiter Antiquitätenläden verteilt hat: Wir schlängeln uns vorbei an klassizistischen Statuen, Rokokosesseln, Sofas mit hindrapierten Damast- und Brokatdecken, Chinavasen, Engeln, Palmen, und überall glitzert und funkelt es, leuchten angestrahlte Ölgemälde. In der Mitte erhebt sich eine Art Altarfläche, eingerahmt von kissenbestückten Sofas, wo eine fast klein wirkende Sheikha steht, mit herzlichem und doch irgendwie königlich in sich ruhendem Lächeln.

Das ist sie also. Könnte so um die vierzig sein. Weder im Chanelkostüm noch im Tschador, sondern in einem eleganten orientalischen Hausanzug und Stoffschuhen mit Korkabsätzen. Absolut vertrauenerweckend und angenehm. Zwischen meinen „great honour“ und „grateful“ und „Your Highness“ erhalte ich Wangenküsschen und höre zum ersten Mal ihr schönes Lachen. Und während wir uns gleichzeitig mit ihr auf die Sofas setzen, hält sie mit beiden Händen den locker drapierten dünnen Schal auf ihrem offenen Haar fest, das ihr bis zu den Kniekehlen reicht. Und schon beginnt die erste Staffel eines drei Stunden währenden Zeremoniells, das lediglich das Entree für das später im Nebensaal bereitstehende Gala-Bufferet ist: Eine Dienerin wird alle zehn Minuten die Runde machen, um in wechselnder Folge arabischen Tee, Kaffee, Säfte, Frittiertes, Kandiertes, Gebackenes oder den Rauch von Weihrauchbrennern anzubieten (den man sich ins Gesicht wedelt); im Schlepptau eine zweite, die Papierservietten reicht und anschließend wieder einsammelt. So dass die Gesichter der Gesprächsteilnehmerinnen immer wieder hinter den dienend vorgebeugten Körpern verschwinden und wiederauftauchen. Aber das ist nicht schlimm, sprechen doch sowieso alle Arabisch: Letztlich muss ich nur meiner Dolmetscherin neben mir folgen können.

Und während wir plaudern (die Sheikha sei im Sommer oft in Köln wegen der Kunst- und Antiquitätenläden, und sie liebe den Kölner Dom), versuche ich schon die Fettnäpfchen auszumachen, die für mich in der Diskussion später bereitstehen könnten. Werden sich die Damen mit dem „armen“ Indien, auf das eine meiner Figuren einen zugegeben leicht postkolonialistischen Blick wirft, solidarisieren, oder ist es gar ihr eigener? Und haben sie wiederum Verständnis für jene Figur, die gerade das einfache, reduzierte Leben in Indien als heilsam erfährt?

Vielleicht sollte ich von mir selbst erzählen: Wie ich in Indien in einer einfachen Hütte auf dem Berg gewohnt habe, zu der man das Wasser eigens in Krügen hochtragen muss, so dass man sich über jede Dusche vorher Rechenschaft ablegt. Wie bewusst man wieder mit allem umgehe, mit Strom (der ständig ausfällt), mit Wasser, mit Kerzenlicht. Strom gibt es in den Emiraten genug. Nun gut, vielleicht sollte man das Loblied des einfachen Lebens nicht gerade in einem Palast anstimmen.

Inzwischen sind wir vollzählig, und die etwa dreißig Damen haben nicht nur die arabische Romanausgabe, sondern auch Schreibheft und Stift hervorgeholt. Im Buch der Sheikha entdeckte ich viele handschriftliche Anmerkungen; man scheint die Literatur hier wirklich nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Und ebenso wenig den einmal festgelegten Ablauf, denn tatsächlich wird jede vorbereitete Frage auch gestellt, und das Wort geht streng reihum. Sehr engagiert übrigens.

Einige wollen „den Sinn“ des Romans erklärt haben, die Professorin für englische Literatur verblüfft mich mit gendertheoretischer Kritik, wieder andere machen Änderungsvorschläge zum Plot. Aber verstörend wird die Sache erst, als meine Dolmetscherin aus einer deutschen Einsatzantwort etwa zehn Sätze auf Arabisch macht. Was ist passiert? Sie musste den Frauen erklären, was ein Sehnsuchtsland, was Fernweh ist. Gibt es dafür im Arabischen etwa kein Wort? Nein. Man ist glücklich und fühlt sich zu Hause, wo man geboren ist (erklärt das nicht genau, warum wir zerrissenen Westler uns nach eben diesen Ländern so sehnen?).

Doch schon kreist die Diskussion um ein weiteres fundamentales Problem: die arabische Übersetzung. An deren Zuverlässigkeit hegte auch ich bereits Zweifel, als ich das deutsche Wort Handy unübersetzt an eine Fußnote delegiert sah. Das indische Bier „Kingfisher“, verrät mir meine Dolmetscherin, wurde vom Übersetzer gar für ein Fischgericht gehalten. Und da von nun an keine der Anwesenden mehr ganz sicher sein kann, wie viel Schuld an diesem von Seltsamkeiten durchzogenen Text nun wirklich die Autorin habe, wagt man zwar, meine viel zu negativen Beschreibungen Indiens zu kritisieren, nimmt dann aber doch den syrischen Übersetzer in die Verantwortung, der den eigentlich dahinter liegenden Sinn wohl nicht immer ins Arabische hinüberzuretten verstand. Denn warum sollte man über etwas schreiben, das einem nicht gefällt? Gut, dass die Damen mir so etwas nicht zutrauen. Und am Ende lasse ich mir das Versprechen abnehmen, über die Emirate positiver zu schreiben. Das tue ich gerne.